

Berlin und Gießen um 1810
Wilhelm von Humboldt und die gescheiterte Berufung von Johann Ernst
Christian Schmidt an die Berliner Universität
von Clemens Menze

I

Am 10. Februar 1809 wurde Wilhelm von Humboldt mit der Leitung der Sektion für Cultus und öffentlichen Unterricht betraut und zum Geheimen Staatsrat ernannt.¹ Zu seinen Aufgaben zählte daher auch die schon vor seinem Amtsantritt betriebene und vom König mit Kabinettsordre vom 4. September 1807 genehmigte Gründung einer Universität in Berlin, wenn denn, wie er, über diesen Punkt noch unsicher, bereits am 6. Februar 1809 an Dohna geschrieben hatte, "dieser Plan noch durchgesetzt werden soll"². Allerdings weicht Humboldts Auffassung der Universität von vornherein nicht unerheblich von dem Plan ab, wie ihn Beyme über Jahre hin entwickelt und verfochten hatte. Für Humboldt bildet die Universität den "Gipfel, in dem alles, was unmittelbar für die moralische Cultur der Nation geschieht, zusammenkommt"³. Daher steht sie für ihn in einem unauflösbaren Zusammenhang mit der Nation, deren höchster Ausdruck sie ist. Sie läßt sich deshalb im Unterschied zu Beymes Absichten nicht isoliert, von allen anderen Institutionen getrennt, einrichten, sondern die Nation bedarf eines Weges, der sie zu diesem Gipfel führt. Somit läßt sich die Gründung einer Universität nur mit einer umfassenden Reform des gesamten Bildungswesens verbinden, dessen organischen Abschluß sie darstellen soll. Das in natürliche Stadien gegliederte, der Universität vorgeordnete Bildungswesen muß mithin geradewegs bis an die Universität als den ihm Sinn gebenden Endpunkt heranführen und alle in ihm angelegten Vollzüge zu seiner Vollendung bringen, damit sich der junge Mensch in freier Selbsttätigkeit seine Aufgaben selbst zu setzen vermag.

Der die Universität im Sinne Humboldts organisierende Gedanke besteht folglich in der freien Wechselwirkung zwischen Professoren und Studenten. Diese äußert sich als ein absichtsloses, ununterbrochenes Zusammenwirken, in dem sich beide gegenseitig anregen, die immer neue Wissenschaft in sich hervorzubringen, dadurch die geistige und sittliche Bildung zu fördern,

¹ Vgl. dazu mein Buch: die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts. Hannover 1975, S. 59ff. Zu Steins Anteil an dieser Berufung Humboldts s. Wilhelm von Humboldts Brief an Caroline (Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Hg. Anna von Sydow. Bd. I - VII. Berlin 1906-16. Künftig zitiert: Wilhelm und Caroline von Humboldt. Hier Bd. VI. Berlin 1913, S. 123).

² Alle Zitierungen, sofern nicht ausdrücklich anders vermerkt, beziehen sich auf die Akademie-Ausgabe (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Hg. Albert Leitzmann. Bd. I - XVII. Berlin 1903 bis 1937); zitiert wird mit Band (römisch) und Seite (arabisch). Hier: X 17.

³ X 251

schließlich die Kultur der Nation zu heben. In diesem für die Universität konstitutiven Grundverhältnis kommt dem Staat keine Stelle zu, weil sein Eingreifen in diesen sich von sich selbst her bildenden Zusammenhang zwangsläufig mit spezifischen Interessen verbunden ist und dadurch zerstört, was doch bewirkt werden soll. Er hat lediglich die Funktion, eine solche freie Wechselwirkung zu ermöglichen und zu unterhalten, also nichts anderes zu tun, als die Voraussetzungen zu schaffen, damit die Universität das zu erbringen vermag, was sie soll, nämlich die Wissenschaft zu erzeugen, zugleich damit die nicht auf Zwecke bezogene allgemeine Bildung zu stärken und so die moralische Kultur der Nation zu erhöhen. Die vom Staat zu erfüllenden Voraussetzungen beschränken sich in ihrem Kern auf die Bereitstellung von für die produktive Wechselwirkung geeigneten Studenten und die Berufung der Professoren. Seine Aufgabe ist nicht die Festlegung, sondern der Schutz dieser frei sich entfaltenden Wechselbeziehung. Daher ist einmal das Schulwesen so einzurichten, daß der junge Mensch beim Übergang von der Schule zur Universität durch eine harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten "physisch, sittlich und intellectuell der Freiheit und Selbstthätigkeit überlassen werden kann"⁴ und in sich selbst den Drang verspürt, sich zur Wissenschaft emporzuheben, und zum anderen ist es notwendig, nur solche Professoren zu berufen, die den Ansprüchen der jungen Menschen auf eine sinnvolle Nutzung ihrer Lebenszeit in der Universität, damit der Weiterentwicklung der Wissenschaft und der fortwährenden Anregung zur allgemeinen Bildung genügen können. Humboldt zweifelt daran, daß die Universität aus sich heraus in der Lage ist, die Einlösung dieser elementaren Grunderfordernisse dauernd garantieren zu können; denn der freiheitsfeindliche Geist geht keineswegs nur vom Staate aus. Auch in den Universitäten selbst kann er sich nur allzu leicht verbreiten. Deshalb obliegt es dem Staat, sowohl die Freiheit der Universität gegen Eingriffe von außen als auch gegen ihrem Endzweck zuwiderlaufende Entwicklungen in der Universität selbst zu schützen. Gerade wegen der Gefährdung der Universität durch sich selbst muß die Berufung der Professoren, die die Kristallisationspunkte der neuen Universität bilden müssen, dem Staat vorbehalten bleiben. Dem Anspruch auf Selbstergänzung ist entschieden entgegenzutreten. Allzu gut kennt Humboldt die Neigung von Professoren, Schulen zu bilden, Proselyten zu machen und die Mannigfaltigkeit der Auffassungen in jene dogmatische Uniformität zu zwingen, die die Studenten, statt sie in ihrer Selbstthätigkeit zu achten, zu Schülern macht, die den Parteigeist und die Beschränktheiten ihrer Lehrer teilen. Damit wäre aber die Universität in eine Schulanstalt zurückverwandelt, und die für die Bildung der Jugend unerläßliche Freiheit bliebe verstellt. Aber nur in ihrer Anregung zur Selbstthätigkeit, in ihrer vorurteilsfreien Überprüfung des Althergebrachten, in ihrer Erzeugung neuer Einsichten und Erweiterung des Horizonts, nicht zuletzt in der fortschreitenden Selbstermächtigung ist sie wirkliche Universität.

⁴ X 255f.

In ihrem Vollzug sind "Antagonismus und Reibung heilsam und nothwendig, und die Collision, die zwischen den Lehrern durch ihr Geschäft selbst entsteht, kann auch unwillkürlich ihren Gesichtspunkt verrücken"⁵.

Den entscheidenden Ansatzpunkt, von dem her sich die Universität in ihrer lebendigen Wirksamkeit erhalten kann, sieht Humboldt vor allem in der Berufung solcher Professoren, die, von dem Geist der Freiheit durchdrungen, mit der Konzentration auf die Wissenschaft zugleich die Aufmerksamkeit auf die bildende Rückwirkung verbinden und so der Wissenschaft als dem vorzüglichen Gegenstand der Bildung Rechnung tragen, ohne sich in fruchtlose Nebensächlichkeiten und beiher spielenden Anmerkungen zu in der Sache längst Abgemachtem zu verlieren. Deshalb verwendet er viel Zeit darauf, für die neue Universität passende Professoren aufzufinden und sich über sie von möglichst verschiedenen Seiten her eingehend kundig zu machen. Er verfährt dabei überaus behutsam, befragt Kollegen und Bekannte, scheut vor vorzeitigen Entscheidungen zurück und bevorzugt eher die mittelbare Anfrage als den direkten Antrag. Er weiß, daß die Gründung der Universität ohne die Berufung guter Professoren mißlingen muß, daß aber Absagen noch in der Gründungsphase den Ruf der Universität auf lange Zeit hin erheblich beeinträchtigen können.

Humboldt beabsichtigt, nicht mit einem Paukenschlag zu beginnen, sondern zunächst möchte er nicht mehr als "drei oder vier" auswärtige Gelehrte berufen, die ihm vorzüglich wichtig sind⁶. Sie sollen ein sachkundiges Beratergremium bilden und zugleich die für den weiteren Ausbau der Universität maßgeblichen Gründungsdekane sein. Ehe er überhaupt im Mai 1809 den Antrag auf die Gründung der Universität in seiner ersten Fassung fertiggestellt hat, tritt er mit ihnen teils direkt, teils über gemeinsame Bekannte in Kontakt und versucht sich ihrer, soweit es unter den gegebenen Bedingungen möglich ist, zu vergewissern. Daß unter ihnen Friedrich August Wolf an erster Stelle steht, liegt nicht nur daran, daß Humboldt diesem seit mehr als anderthalb Jahrzehnten freundschaftlich verbunden ist und rückhaltlos vertrauen kann, sondern hat seinen Grund auch darin, daß dieser für ihn fraglos "der ausgezeichnetste Gelehrte" ist, "der gegenwärtig in Preußen ist"⁷. Aus beiden Gründen möchte Humboldt ihm eine Schlüsselstellung nicht nur bei der Reform des Schulwesens und der Akademie, sondern auch bei der Universitätsgründung zuweisen und seine Tätigkeit nicht nur auf die Philosophische Fakultät beschränken. Für die Fächer Theologie, Jurisprudenz und Medizin möchte er Johann Ernst Christian Schmidt, Savigny und Reil berufen, und mit

⁵ X 259

⁶ s. X 154

⁷ s. X 21

ihrer Zuziehung, so hofft er, werde alsdann "die Wahl der übrigen Lehrer und die Entwerfung des Universitäts-Statuts geschehen können"⁸.

Unter diesen vier von Humboldt in die erste Wahl gezogenen Professoren ist Johann Ernst Christian Schmidt der heute am wenigsten bekannte. So läßt sich nicht nur fragen, warum gerade dieser auf eine so exponierte Stelle berufen werden sollte, zumal mit Schleiermacher ein Theologe für Berlin zur Verfügung stand, sondern auch exemplarisch darstellen, welche Schwierigkeiten, Umwege und Rückschläge auftraten, bis die ersten Berufungen ausgesprochen werden konnten.

II

Johann Ernst Christian Schmidt ist ein "Senkrechtstarter"⁹. Am 6. Januar 1772 als Sohn eines Pfarrers und Schullehrers in Busenborn (im Kreis Schotten) geboren, wird er zunächst von seinem Vater unterrichtet, bildet sich dann selbst in den klassischen und orientalischen Sprachen weiter aus und beginnt im Alter von nicht einmal siebzehn Jahren mit dem Studium der Theologie an der Universität Gießen. Er beendet seine Studien 1791 mit der Prüfung zum Predigerkandidaten. Mit seiner ersten 1793 veröffentlichten Schrift "Eine der ältesten und schönsten Idyllen des Morgenlandes", die einen deutlichen Einfluß Herders und besonders Semlers zeigt, erwirbt sich der Einundzwanzigjährige noch in demselben Jahr die Lehrerlaubnis an der Universität Gießen. Weil er völlig unvernünftig ist, nimmt er 1794 eine Stelle am akademischen Pädagogium in Gießen an. Gerade 26 Jahre alt geworden, lehnt er 1798 einen "gedoppelten Ruf" als ordentlicher Professor an die Theologische Fakultät der Universität Rostock und in das Predigeramt an der dortigen Kirche zum Heiligen Geist ab und wird im Gegenzug auf die vierte ordentliche Professur für Theologie an der Universität Gießen berufen. Um diese Zeit ist er schon durch eine Reihe von Büchern bekannt geworden, denen er in den nächsten Jahren weitere umfängliche Werke folgen läßt. Im Vordergrund stehen Publikationen zur Theologie und Kirchengeschichte, so, um nicht alle anzuführen, "Philologisch-exegetischer Clavis über das neue Testament für Akademien" (Ersten Teiles erste Abteilung, 1795, Zweiten Teiles erste Abteilung 1797), "Beiträge zur Kirchengeschichte des Mittelalters" (1796), "Geist der neuesten theologischen Literatur des Jahres 1797" (1797), "Lehrbuch der Sittenlehre" (1799), "Lehrbuch der christlichen Dogmatik" (1800), "Grund-

⁸ X 219

⁹ Die Nachzeichnung des Lebensganges beruht auf einer umfänglichen Personalakte, die sich im Universitätsarchiv der Justus-Liebig-Universität Gießen unter der Signatur Theol K 6 befindet, auf der Selbstbiographie bis 1795 (mit einem Literaturverzeichnis bis 1801) in: Friedrich Wilhelm Strieder: Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte. Dreyzehnter Band. Cassel 1802, S. 113-126 sowie auf dem Aufsatz von Karl Wenk: Johann Ernst Christian Schmidt. In: Hessische Biographien. Hg. von Herman Haupt. Bd. I. Darmstadt 1918, S. 468-474.

linien der christlichen Kirchengeschichte" (1800; ²1808 unter dem Titel "Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte"), aber auch Arbeiten zu philosophischen Fragen der Zeit, insbesondere seine Parteinahme für Fichte in dem "Atheismusstreit" mit dem Büchlein "Nachricht an das ununterrichtete Publikum den Fichte'schen Atheismus betreffend" (1799), in dem schon ein weiteres Werk angekündigt wird, "die Schicksale der kritischen Philosophie seit Erscheinung der Kritik vollständig zu erzählen, und ihren Geist allgemein faßlich darzustellen", das Schmidt dann ein Jahr später zusammen mit dem durch seinen "Katechismus der christlichen Lehre" weithin bekannt gewordenen Snell unter dem Titel "Erläuterungen der Transcendentalphilosophie, für das größere Publikum bestimmt" herausgibt. Schmidts Einmischung in den "Atheismusstreit" steht im Zusammenhang mit seiner Mitarbeit am "Philosophischen Journal". Zu Anfang des Jahres 1798 hatte er an Fichte ein Aufsatzmanuskript mit dem Titel "Erklärung einiger psychologischer Erscheinungen" geschickt, das Fichtes Interesse an Schmidt hervorruft. Noch in demselben Jahr erscheint der Beitrag im "Philosophischen Journal"¹⁰. Fichte hofft nicht nur auf weitere Artikel Schmidts, sondern bietet ihm auch an, in der Zeitschrift "die literarischen Anzeigen für ein bestimmtes Fach zu übernehmen"¹¹. Schmidt entscheidet sich für das Naturrecht¹². In der Zwischenzeit war der Atheismusstreit um Fichtes Aufsatz "Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" voll entbrannt.¹³ Schmidt und auch sein Kollege Schaumann, der in Gießen Professor für Theologie und praktische Philosophie war, bekennen sich eindeutig zu Fichtes Standpunkt¹⁴. In seiner Verteidigungsschrift unternimmt es Schmidt, Fichtes System mit den Untersuchungen der angesehensten Theologen der Vergangenheit zu vergleichen und den Nachweis zu führen, daß es mit den seit Jahrhunderten überlieferten Auffassungen übereinstimmt. Damit unterstellt er keine Abhängigkeit der Lehren Fichtes von der Scholastik, die er im übrigen ihrer klaren Begrifflichkeit und strengen Konsequenz des Denkens wegen über die neuere Theologie setzt,

¹⁰ Philosophisches Journal einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten Hg. v. Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Immanuel Niethammer. Bd. 8 (1798), S. 358-364. Gegenstand des ganz im Fichteschen Geist abgefaßten Aufsatzes ist die zum Wesen des Ich gehörende "Tendenz zur Unbeschränktheit" (360), mit deren Analyse Schmidt darauf aufmerksam zu machen versucht, "daß die Principien der Wissenschaftslehre noch zu mancherlei nütze sind" (364). In dieser philosophischen Richtung schreitet Schmidt jedoch nicht weiter fort. Ein weiterer Artikel ist im "Philosophischen Journal" nicht mehr erschienen.

¹¹ S. Fichtes Brief an Schmidt vom 16. Februar 1798 bei Alfred Bock: Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder. Gießen ²1907 (künftig zitiert: Bock), S. 57.

¹² S. Fichtes Brief an Schmidt vom 17. Mai 1799 a.a.O. S. 58.

¹³ Philosophisches Journal a.a.O. Achter Band (1798), S. 1-20.

¹⁴ Vgl. dazu Friedrich Herweck: Die Giessner Beteiligung an dem Fichteschen Atheismusstreit. Diss. Gießen 1911 (gedruckt Leipzig 1913). Schaumann sieht in seiner Schrift "Erklärung über Fichte's Appellation und über die Anklagen gegen die Philosophie. Eine Beylage zu der genannten Fichteschen Philosophie" (Gießen 1799) die Vorwürfe gegen Fichte in einem seit Sokrates in immer neuen Variationen wiederkehrenden Zusammenhang, der sich in drei Sätzen erschöpfen lasse, daß nämlich die Philosophie zum Atheismus führe, den Staat und die bürgerliche Ordnung gefährde und die studierende Jugend verderbe (s. S. 22f.). Diese Vorwürfe werden im einzelnen zurückgewiesen.

sondern daß sie der Natur des Denkens gemäß und wahr sind¹⁵. Mit dieser Verteidigungsschrift macht sich Schmidt über die Theologie hinaus einen Namen¹⁶. Aber die Hauptarbeitsgebiete bleiben die Theologie und die Kirchengeschichte. Auf sie beziehen sich auch die Zeitschriften, die Schmidt mitherausgibt, so seit 1796 die "Bibliothek für Kritik und Exegese des Neuen Testaments und älteste Christengeschichte" zusammen mit K. Chr. L. Schmidt bis 1803 und insbesondere die "Allgemeine Bibliothek der neuesten theologischen und pädagogischen Literatur" im Verein mit F. H. Chr. Schwarz von 1798-1805. Einen Ruf an die Universität Heidelberg lehnt er 1803 ab. In demselben Jahr wird er zum Bibliothekar der Universitätsbibliothek bestellt¹⁷, zum Kirchen- und Schulrat, schließlich auch zum hessen-darmstädtischen Historiographen und Mitglied der Gesetzgebungskommission ernannt. Nach dem Tode eines Kollegen wird er 1805 zum ersten Professor für Theologie an der Universität Gießen befördert, der er im Jahre 1805/06 auch als Rektor vorsteht. In dieser Zeit scheint er auch an der Fakultätspolitik regen Anteil genommen zu haben. Aufschluß darüber geben ein in seiner Personalakte befindliches "Votum praeliminare" vom 18. Februar 1806 im Zusammenhang mit einer vakant gewordenen Professur für Theologie und ein Nachtrag zu diesem Votum vom 4. März 1806, das die Frage erörtert, ob auch die bekannten Theologen Paulus, Niethammer oder Schwarz für diese Stelle in Frage kommen. Über Paulus urteilt er, dieser sei "kein Prediger, und kann es auch wegen seines Schwäbischen Dialektes außerhalb Schwabens nicht füglich seyn", beanstandet zugleich auch den flachen Rationalismus, indem dieser "z.B. die Auferstehung Christi dadurch erklärt, daß er den Tod desselben für einen Scheintod ausgibt". Auch Niethammer findet vor Schmidts Augen keine Gnade. Er traue ihm, wie er freimütig gesteht, "diejenigen philosophischen und historischen Kenntnisse, die nach dem gewöhnlichen Masstabe den eigentlichen gelehrten Theologen ausmachen, nicht zu". Nur Schwarz, mit dem Schmidt persönlich gut bekannt ist, würde er "getrost empfehlen, wenn ich nicht aus seinem eigenen Munde wüßte, daß er nicht geneigt ist, eine mit einer Predigerstelle verbundene Professur anzunehmen".

Schmidts gelehrte Tätigkeit findet über Hessen hinaus Anerkennung. Von der theologischen Fakultät der Universität Halle wird er 1806 zum Dr. theol. pro-

¹⁵ Vgl. Johann Ernst Christian Schmidt's ordentlichen Professors der Theologie in Gießen Nachricht an das ununterrichtete Publikum den Fichte'schen Atheismus betreffend. Gießen 1799, S. 2, 26, 28f., 34, 36.

¹⁶ Seine Schrift wird vielfach kritisiert. gegen diese Kritik wendet er sich mit dem Aufsatz: Noch einige Worte über die Fichtesche Theologie. In: Allgemeine Bibliothek der neuesten theologischen und pädagogischen Literatur. Hg. v. J.E.Chr. Schmidt und F.H.Chr. Schwarz. Band 3, Gießen 1799, S. 366-380. Obwohl er die öffentlichen Beurteilungen seiner Schrift kenne (s. 367, Anm.), beschränkt er sich auf die von Gabler. Unpolemisch erläutert er die Fichtesche Position und schließt seine Stellungnahme mit der Bemerkung, er habe bei seinem Publikum eine genauere Kenntnis der kritischen Philosophie vorausgesetzt, als er sie jetzt bei jenen schon spüre, "die sich als competente Sprecher über diesen Gegenstand aufgeworfen haben" (380).

¹⁷ Vgl. dazu Emil Heuser: Beiträge zur Geschichte der Universitätsbibliothek Giessen. (Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen VI) Leipzig 1891, S. 37-41.

moviert. 1808 widmet sich Schmidt mit zunehmender Ausschließlichkeit der Geschichte. Von einem "Handbuch der Kirchengeschichte", das er schon 1801 zu veröffentlichen begonnen hatte, liefert er bis 1820 sechs Teile. In seinem eigenen Land wird er vor allem bekannt durch die "Geschichte des Großherzogthums Hessen", von der er 1818 und 1819 zwei Bände veröffentlicht. Auf dem Titelblatt dieses Werkes fügt Schmidt seinem Namen hinzu "Großherzogl. geistl. Rath und Historiograph, des Großherzogl. Verdienst-Ordens Commandeur". Der angekündigte "nächste Band", der noch im Sommer 1819 in Druck gehen sollte, ist nicht erschienen¹⁸. Zugleich häufen sich Ämter und Ehrenämter. Schon 1812/13 hatte er das Direktorat des neu gegründeten, von Friedrich Gottlieb Welcker konzipierten philologischen Seminars übernommen¹⁹. 1816 war er von der philosophischen Fakultät, seiner eigenen Fakultät, zum Dr. phil. promoviert worden. 1820 läßt er sich zum Mitglied des ersten konstitutionellen hessischen Landtags wählen, dessen Erster Kammer er mit der Würde eines Prälaten bis 1830 angehört. Andauernde Kränklichkeit nötigt ihn, sich mehr und mehr von seinen Verpflichtungen und Ämtern zurückzuziehen. Schmidt stirbt am 4. Juni 1831.

III

Wann und durch wen Humboldt zuerst auf Schmidt aufmerksam gemacht wurde, läßt sich nicht eindeutig feststellen. Vieles spricht dafür, daß er von der schon vor seiner Amtstätigkeit in Aussicht genommenen Berufung im Zusammenhang mit Beymes Universitätsplan aus den Akten oder auch direkt durch Schleiermacher erfahren hat. Denn schon am 31. Januar 1808 hatte Schleiermacher, der sich schon um diese Zeit energisch für die Gründung einer Universität in Berlin einsetzte, den durch Beyme mit den Fragen der neuen Universität beauftragten Oberkonsistorialrat Nolte auf Schmidt als den "Verfasser einer allgemein geschätzten, mit großer historischer Kritik gearbeiteten Kirchengeschichte, einer ebenso trefflichen Einleitung ins Neue Testament und einer sehr liberalen und gründlichen Dogmatik" hingewiesen, als einen "der gelehrtesten und gründlichen Theologen" hervorgehoben und empfohlen, ihn nach Berlin zu berufen; denn aus den Berliner Gelehrten allein lasse sich keine Universität machen, und die theologische Fakultät würde mit Vater und ihm selbst "niemandem gehörig besetzt erscheinen". Dieses Mangels wegen wisse er "keinen trefflicheren Mann herzuwünschen" als eben Schmidt²⁰. Ausschließen läßt sich jedoch auch nicht, wengleich das nicht so wahrscheinlich

¹⁸ Geschichte des Großherzogthums Hessen. Zweyter Band. Gießen 1819, S. IV.

¹⁹ Vgl. dazu Otto Immisch: Geschichte des großherzoglich hessischen philologischen Seminars in Gießen. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. N.F. Zwanzigster Band. Gießen 1912, S. 8.

²⁰ Vgl. Schleiermachers Brief an Johann Wilhelm Heinrich Nolte vom 31. Januar 1808 in: Heinrich Meisner (Hg.): Schleiermacher als Mensch. Sein Wirken. Familien- und Freundesbriefe 1804-1834. Stuttgart Gotha 1923, S. 98.

ist, Schmidts Berufung nach Berlin sei Humboldt von Friedrich Gottlieb Welcker nahegelegt worden²¹. Welcker, ein Schüler Schmidts, war im Herbst 1806 nach Rom gekommen, um dort seine philologischen Studien und seine Kenntnis der Altertümer durch eigene Anschauung zu vertiefen, hatte dann aber Anfang Februar 1807 nach Sicklers Ausscheiden bei den Humboldts aushilfsweise das Amt des Hauslehrers übernommen²². Seine Briefwechsel mit Wilhelm und Caroline von Humboldt zeigen, wie vertraut und freundschaftlich sein Verhältnis zu den beiden Humboldts gewesen ist²³. Doch gibt es aus dieser Zeit keinen Hinweis auf Schmidt, geschweige denn einen Anhaltspunkt für eine Beschäftigung Humboldts mit seinen Werken.

Nach der Amtsübernahme und noch vor seiner Übersiedlung nach Königsberg beschäftigt sich Humboldt intensiv mit der Frage, welche Personen als erste an die noch zu gründende Universität berufen werden könnten. In dieser Zeit scheint er auf Schmidt zum erstenmal besonders aufmerksam geworden zu sein, und er spannt Schleiermacher und Welcker ein, um herauszufinden, ob Schmidt wohl im Prinzip bereit sei, eine Professur an der Berliner Universität zu übernehmen. Schleiermacher zieht bei Schwarz in Heidelberg, mit dem er seit 1800 in einem auch für die frühe Rezeptionsgeschichte der "Reden über Religion" und der "Monologen" aufschlußreichen Briefwechsel steht²⁴, nähere Erkundigungen ein. In seinem Antwortschreiben vom 3. April 1809 teilt Schwarz die Abschrift eines Teiles eines Briefes von Schmidt mit. Ein Ruf an die neu zu errichtende Universität in Berlin, heißt es da, habe für ihn "viel Anziehendes"; aber er wisse noch zu wenig über sie, habe gute Freunde und

²¹ Vgl. dazu Otto Immisch a.a.O. S. 8, der feststellt, Humboldt habe auf Welckers Empfehlung hin Schmidt für Berlin zu gewinnen versucht. Welcker stand als von Schmidt besonders geschätzter Schüler vor allem bis zu seiner ersten Reise nach Rom zu diesem in einem engen Verhältnis. Schmidt schlug sogar den nicht einmal Einundzwanzigjährigen für eine theologische Professur in Heidelberg vor. Zu dieser Zeit hatte Welcker auch schon neben Rezensionen in der "Allgemeinen Bibliothek" als Fortsetzung des Schmidtschen "Philologisch-exegetischen Clavis" den zweiten Teil der zweiten Abteilung "Über die katholischen Briefe und den Brief an die Hebräer" (1805) nach Maßgabe der Schmidtschen Leitlinien veröffentlicht. Vgl. dazu Reinhard Kekulé: Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers. Nach seinen eignen Aufzeichnungen und Briefen. Leipzig 1880, S. 34-44 (passim). So wird Humboldt zum mindesten aus dem Umgang mit Welcker den Namen Schmidt gekannt haben.

²² Vgl. Gerhard Steiner: Die Sphinx zu Hildburghausen. Friedrich Sickler. Ein schöpferischer Geist der Goethezeit. Weimar 1985, S. 95. S. auch Reinard Kekulé a.a.O. S. 82ff.

²³ Vgl. R. Haym (Hg.): Wilhelm von Humboldt's Briefe an F.G. Welcker. Berlin 1859; Erna Sander-Rindtorff (Hg.): Karoline von Humboldt und Friedrich Gottlieb Welcker. Briefwechsel 1807-1826. Bonn 1936.

²⁴ Vgl. dazu Heinrich Meisner/Hermann Mulert: Schleiermachers Briefwechsel mit Friedrich Heinrich Christian Schwarz. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte. Dritte Folge IV. LIII Bd. 1934, S. 256-294. S. dazu ferner: Erik Turnwald: Ein bisher unbekannter Brief Friedrich Schleiermachers vom 15. Dezember 1800 an Friedrich Heinrich Christian Schwarz, Pfarrer in Münster bei Butzbach. In: ebd. 97. Bd. 1986. Vierte Folge XXXV. Heft 1, S. 391-403, wo dieser erste Brief Schleiermachers an Schwarz veröffentlicht ist. Zur Edition ihres Briefwechsels vgl. ebd. S. 395f., S. 397. Ein zum mindesten indirekter Kontakt zwischen Schmidt und Schleiermacher besteht seit Schleiermachers Brief an Schwarz vom 28. März 1801, in dem jener anbietet, Beiträge für die "Allgemeine Bibliothek" zu liefern. Vgl. Heinrich Meisner/Hermann Mulert a.a.O. S. 264. Außer einer ausführlichen Besprechung von Campes "Historischem Bilderbüchlein" 1801 scheint Schleiermacher jedoch keine weiteren Beiträge mehr eingereicht zu haben.

Studenten in Gießen, sei in ökonomischer Hinsicht "vollkommen zufrieden" und mithin zu einer sorgfältigen Abwägung des Angebots noch nicht in der Lage. Auch Schwarz selbst wagt nicht vorherzusagen, wie sich Schmidt entscheiden werde²⁵. Schleiermacher berichtet in einem bislang nicht veröffentlichten Brief an Humboldt vom 26. April 1809 über die Ergebnisse seiner Nachforschungen. Humboldt ist mit den Nachrichten über Schmidt "sehr zufrieden". Und er fügt hinzu: "Auf einen so unbestimmten Antrag ließ sich fürs erste nicht mehr erwarten, und die jezige politische Situation Deutschlands trägt vielleicht auch dazu bei, uns den Mann zu gewinnen. Alles hängt jezt davon ab, ob und wie man ihn berufen kann"²⁶. Noch ehe Schleiermachers Antwort bei Humboldt eingetroffen ist, wendet sich dieser an F.G. Welcker, der schon im Mai 1808 nach Gießen zurückgekehrt war, und fragt: "Würde nicht der Theologe Schmidt Giessen verlassen, wenn man ihn auf eine Universität in Berlin beriefe?"²⁷ Über das Gespräch mit Schmidt berichtet Welcker in einem anscheinend nicht erhaltenen Brief an Humboldt vom 12. Mai 1809. Zu den darin offenbar aufgeworfenen Fragen läßt Humboldt Welcker wissen: "Unterhalten Sie die Idee und versuchen Sie ihm Vertrauen und Wohlwollen zu mir einzufloßen. Ueber die Sache werde ich erst in wenigen Wochen etwas Näheres sagen können"²⁸. Humboldt zögert, sich unmittelbar mit Schmidt in Verbindung zu setzen, weil er zu dieser Zeit noch an dem Entwurf eines Antrages auf Errichtung der Universität Berlin arbeitet, den er dann noch umarbeitet und erst am 24. Juli 1809 unmittelbar an den König richten kann²⁹. Doch sein Plan, so schnell wie möglich mit der Errichtung der Universität zu beginnen, steht fest. Er setzt zwischenzeitlich seine Sondierungen fort und kann schon am 20. Juni 1809 Friedrich August Wolf einen Zwischenbericht über den Stand der Verhandlungen mit den in Aussicht genommenen "Eckprofessoren" übermitteln: "Savigny hat sehr beifällig geantwortet, wenn nemlich und gewiß und kein anderer Curator der Universität wäre ... Schmidt in Gießen ist auch nicht abgeneigt. Reil beobachtet ein sonderbares Stillschweigen, das mir nicht gefällt"³⁰. Dann scheinen die Berufungsangelegenheiten intern zügig voranzugehen. Wiederum an Wolf schreibt Humboldt am 14. Juli 1809: "An Reil scheint freilich nach dem, was Sie sagen, kaum zu denken. Doch sobald ich in meinen Unternehmungen hier glücklich bin, mache ich mit ihm, Savigny und Schmidt gleich einen Versuch"³¹. Nach der Genehmigung des Gründungsantrages durch den König am 16. August 1809 und der zur Durchführung des

²⁵ Unveröffentlicht. S. dazu Heinrich Meisner/Hermann Mulert a.a.O. S. 288.

²⁶ Wilhelm von Humboldt an Schleiermacher am 23. Mai 1809, in: Wilhelm Dilthey: Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Vierter Band. Berlin 1863, S. 169.

²⁷ Wilhelm von Humboldt an F.G. Welcker am 25. April 1809 in: R. Haym a.a.O. S. 10.

²⁸ Wilhelm von Humboldt an F.G. Welcker am 30. Mai 1809 a.a.O. S. 11.

²⁹ Vgl. dazu den Antragsentwurf vom 12. - 14. Mai 1809 in X 139-145 und den endgültigen Antrag vom 24. Juli 1809 ebd. S. 148-156.

³⁰ Wilhelm von Humboldt. Briefe an Friedrich August Wolf textkritisch hg. u. kommentiert von Philip Mattson. Berlin 1990, S. 261 (künftig zitiert: Mattson).

³¹ Mattson 269.

Beschlusses abgehaltenen Ministerialkonferenz am 28. August glaubt Humboldt, soweit zu sein. "Zuerst und jetzt in wenigen Tagen", heißt es in seinem Brief an Wolf vom 1. September 1809, "denke ich Savigny (wenn der nicht kommt Hugo, und wenn auch der entsagt, vielleicht Roth in Nürnberg), Schmidt und Steffens zu rufen, und bei Reil honoris causa anzufragen"³². Die Konzentration lediglich auf die vier Eckprofessoren begründet er so: "Der Moment ist ungünstig, und wir müssen nicht in den Ruf der Körbe kommen. Nur Reil, Savigny und Schmidt sind schon angesprochen, und die beiden letzten haben sich günstig bewiesen, und Steffens, glaube ich, kommt. Bekanntmachungen, in denen auch Sie genannt werden sollen, werden nicht lange mehr fehlen"³³.

Humboldts Einschätzung der Situation erweist sich jedoch als viel zu optimistisch. Er war anscheinend fest davon überzeugt, noch Ende September vor Aufbruch zu seiner Reise ins östliche Ostpreußen die offiziellen Berufungen aussprechen zu können. Es tritt jedoch eine nicht unmittelbar durch Humboldt verursachte Verzögerung ein, die nicht nur zum Aufschub bei den Berufungen führt, sondern das Universitätsprojekt selbst zu beeinträchtigen droht. Das Tempo, mit dem Humboldt die Einrichtung der Universität voranzutreiben unternimmt, mag nur ein zusätzlicher Anlaß gewesen sein. Der Konflikt, der der Reformarbeit den Elan nimmt, betrifft die Vorgehensweise bei der weiteren Durchsetzung der Steinschen Verwaltungsreform. Humboldt wird in diese Kontroverse sowohl in seiner Position als Geheimer Staatsrat überhaupt als auch als Leiter der Sektion für Cultus und öffentlichen Unterricht hineingezogen. Nach Beymes, des Großkanzlers, Plan wird anstelle des von Stein vorgesehenen Staatsrats, in dem die Minister und Geheimen Staatsräte gleichberechtigt sind, eine allgemeine Ministerkonferenz eingeführt, die die Kooperation zwischen beiden Gruppen durch Subordination ersetzt. Gleichzeitig soll die Abteilung des Cultus zum Ministerium erhoben werden, aber nicht Humboldt soll Minister sein, sondern ins Auswärtige Amt zurückversetzt werden, um auf seine alte Position nach Rom zurückkehren zu können. Humboldt sieht in dieser Situation mehr als ein Gerangel um Stellen und Posten, sondern eine "Krise", in der die Fortsetzung der von dem Geiste Steins geprägten Reformbemühungen zur Disposition steht³⁴. Zwar findet er Gelegenheit, seine Ansicht der Lage dem König vorzutragen³⁵; aber der König schiebt eine Entscheidung auf und läßt dem Neid, den Kabalen, auch dem Haß, mit dem vor allem die Geistlichen Humboldt entgegentreten, freien Lauf. "Ich bin gewiß", schreibt Kunth an Stein am 28. Oktober 1809, "daß viele daran

³² Ebd. S. 280.

³³ Ebd.

³⁴ Wilhelm und Caroline von Humboldt III 251 (Brief Wilhelms vom 5. Oktober 1809) und: Friedrich und Paul Goldschmidt: Das Leben des Staatsrath Kunth. Berlin 1881, S. 67 (Brief Kunths an Stein vom 23. September 1809); künftig zitiert: Goldschmidt.

³⁵ S. Wilhelm und Caroline von Humboldt III 263f. (Brief an Caroline vom 17. Oktober 1809 mit einer Wiedergabe des Gesprächs).

arbeiten, Humboldt zu entfernen. Dohna ist es, der ihn hält, zu halten sucht; aber freilich wird er auch dazu die Hand nicht bieten, ihn selbständig zu machen³⁶. In Berlin, schreibt Humboldt am 28. November 1809 an seine Frau, "muß und wird sich alles entscheiden ... leicht kann mancher den Hals brechen"³⁷. So bleibt die Situation vorerst in der Schwebe, und Humboldt gewinnt Zeit, sich wieder der Universitätsfrage mit Nachdruck zu widmen, die sich, von den Kontroversen nicht unberührt, ohnehin durch die in der Ministerialkonferenz vom 28. August 1809 ausgiebig erörterten sachlichen Schwierigkeiten, aber auch durch den Widerstand gegen die zur Berufung vorgesehenen Personen in die Länge zieht. So wäre Steffens, der so nachdrücklich von Schleiermacher und Reil empfohlen worden war, gewiß sogleich gekommen; aber die Opposition gerade gegen ihn insbesondere von naturwissenschaftlicher Seite war auch in der Folgezeit durch Humboldt nicht zu überwinden³⁸. Seine Konzeption, mit einer hochrangigen Beratungskommission beginnen zu können, läßt sich jedenfalls nicht so unmittelbar einlösen, wie er es sich gewünscht hätte. Auch Bedenken gegenüber anderen Personen werden laut. So erfährt Humboldt, daß Schmidt sich "gerade vor Geschäften scheuen"³⁹ soll. Zwar beurteilt er eine solche Einstellung keineswegs nur negativ, zumal er es nicht liebt, "Gelehrte in Geschäftsmänner zu verwandeln, wenige einzelne Fälle ausgenommen"⁴⁰; aber in diesem besonderen Fall ist er nicht sicher, ob Schmidt für die vorgesehene Position die richtige Wahl ist. Zum mindesten formal stocken die Berufsangelegenheiten über fünf Monate, obwohl Humboldt während dieser Zeit von der Sache selbst nicht abläßt. Er zieht viele Erkundigungen ein, setzt die inoffiziellen Gespräche fort, läßt in seinen persönlichen Bemühungen nicht nach, die Berufungen der vorgesehenen Professoren nach Berlin voranzutreiben. Er vergewissert sich dabei der Unterstützung von Wolf und dann auch von Nicolovius. Am 24. Dezember antwortet er auf die Klage Achim von Arnims, die Gründung der Universität verzögere sich, daß eine solche "aus vielen Gründen so schnell nicht gehen" könne, und er fügt hinzu, man müßte denn "reichlich überlegte Organisationspläne und sorgfältig gewählte Männer haben. Mein erstes Bestreben ist einiger vorzüglicher Männer in jedem Fach gewiß zu seyn. Um

³⁶ Goldschmidt S. 68.

³⁷ Wilhelm und Caroline von Humboldt III 284.

³⁸ Vgl. Steffens' Briefe an Schleiermacher am 16. Februar und 17. März 1810 bei Wilhelm Dilthey: Aus Schleiermacher's Leben a.a.O. Vierter Band, S. 173ff. S. dazu auch Henrich Steffens: Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. Sechster Band. Breslau 1842, S. 144 und S. 152. Auch Fichte trat für Steffens ein, der von Schuckmann jedoch nicht nach Berlin, sondern nach Breslau berufen wurde. Vgl. Max Lenz: Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin. Erster Band. Halle 1910, S. 392 (künftig zitiert: Lenz I). Als Steffens dann doch 1832 Professor in Berlin wurde, schrieb August Böckh an seinen früheren Schüler Moritz Hermann Eduard Meyer am 7. März 1832: "Daß Steffens zu Ostern hier die Zahl der Ordinarii der Philosophischen Fakultät vermehren wird, werden Sie schon wissen. Wir sind davon nicht sehr erbaut ..." (Max Hoffmann: August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel. Leipzig 1901, S. 321).

³⁹ Mattson 288 (Brief Humboldts vom 13. Oktober 1809).

⁴⁰ X 20

und durch diese gestaltet sich das Uebrige leichter"⁴¹. An demselben Tag fragt er Nicolovius: "Sind Sie definitiv für Schmidt aus Gießen für Berlin oder ziehen sie einen anderen vor? Auch über ihn erfahre ich sehr bald, ob er kommen würde"⁴². Zugleich hört er, vielleicht über Welcker, von Bedenken Schmidts, einem Ruf nach Berlin zu folgen. "Über Schmidt weiß ich", heißt es in seinem Brief an Wolf vom 11. Januar 1810, "daß er wohl nur dann kommt, wenn Gießen nicht Darmstädtisch bleibt"⁴³. Einen Überblick über den Stand der Berufungen gibt Humboldt an demselben Tag in seinem Brief an Nicolovius: "Mit Berlin steht es so: Reil will kommen, macht aber tausend: Wenn, und ich glaube nicht an ihn. Bei meiner Durchreise durch Halle will er seine letzte Bestimmung abgeben. Savigny nimmt ganz an und schreibt mir einen sehr hübschen Brief. Da ich aber den Geldpunkt noch nicht berührt habe, so will ich nicht vor der Zeit triumphieren. Von Schmidt weiß ich indirekt, aber sicher, daß er, wenn Gießen darmstädtisch bleibt, schwerlich, sonst aber gewiß geht ... Von den drei letzten Männern bitte ich Sie mit Niemand zu reden. Bloß von Savigny weiß Wolf"⁴⁴.

Am 26. Januar 1810 nimmt Humboldt seine Tätigkeit in Berlin auf. Jetzt steht die Frage der Universitätseinrichtung im Mittelpunkt seiner Arbeiten. Der ursprüngliche Plan, vier angesehene Professoren vorweg zu berufen und als Berater für die vielen Aufgaben, die sich dann leichter gestalten ließen, vorab zu gewinnen, ist im Kern gescheitert. Schon am Ende seines Königsberger Aufenthaltes war sich Humboldt darüber klar geworden, daß sich der Aufbau der vier Fakultäten nicht gleichzeitig durchführen lasse. Am leichtesten, urteilte er, könne die medizinische Fakultät vollendet werden, und deshalb komme ihr auch der Vorrang zu⁴⁵. Noch während seiner Rückreise nach Berlin erzielt er am 22./23. Januar 1810 mit Reil eine positive Übereinkunft und beantragt schon am 5. Februar dessen Berufung beim König⁴⁶. Ähnlich entwickeln sich die Verhandlungen mit Savigny, dessen Berufung er dem König am 1. März vorschlägt⁴⁷, die sich dann zwar im Unterschied zu der von Reil noch länger hinzieht, schließlich aber auch, wie erwartet, erfolgreich abschließen läßt. Um diese Zeit ist sich Humboldt des Kommens von F.A. Wolf nicht nur wegen der vorteilhaften Bedingungen noch sicher. Nur Schmidt ist noch nicht offiziell gefragt worden. Offensichtlich erscheint Humboldt der Ausbau der theologischen Fakultät nicht mehr ganz so dringlich wie noch vor einem halben Jahr, zumal er mit Schleiermacher auf einen kompetenten Berater und einfallreichen Organisator zurückgreifen kann. Humboldts Plan ist es jetzt, ohne langwierige

⁴¹ Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Hg. v. R. Haym. Mit zwei Anhängen. Berlin 1894, S. 128 (Anhang 2).

⁴² Ebd. S. 13.

⁴³ Mattson 296.

⁴⁴ Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius a.a.O. S. 16.

⁴⁵ Vgl. X 278f.

⁴⁶ S. X 224f.

⁴⁷ S. X 228f.

Verhandlungen möglichst viele Fixpunkte zu schaffen, um im Oktober 1810 mit den Vorlesungen, und sei es auch noch so eingeschränkt, beginnen zu können. Das noch Fehlende lasse sich Zug um Zug ergänzen. So erfolgt unter Reils tatkräftiger Mitwirkung schon im März und April die zügige Einrichtung der medizinischen Fakultät sowie der Naturwissenschaften und der Mathematik.

Das offizielle Angebot an Schmidt datiert vom 28. April 1810 und ist nicht von Humboldt, sondern von Schleiermacher unterschrieben⁴⁸. Schleiermacher, den Humboldt wie vor ihm schon Beyme für die neue Universität⁴⁹ und die wissenschaftliche Deputation⁵⁰ vorgesehen hatte, war unmittelbar nach Wolfs Ablehnung, den Vorsitz der Deputation zu übernehmen, am 16. März zum Vertreter und am 26. April an Wolfs Stelle zu ihrem Vorsitzenden ernannt und so auch zum Mitglied der Sektion bestellt worden⁵¹. Einer der ersten Aufträge, den Schleiermacher in seiner neuen Funktion wahrzunehmen hatte, ist offensichtlich gewesen, Schmidt nun endgültig für Berlin zu gewinnen. In seinem Berufungsschreiben zieht Schleiermacher alle Register. Er verweist auf den schon im Jahr vorher über Schwarz hergestellten Kontakt, schmeichelt ihm, indem er seine Unersetzbarkeit für Berlin und die gerade für ihn gegebenen großen Gestaltungs- und Wirkungsmöglichkeiten hervorhebt, betont, wie sehr Humboldt und auch der Minister wünschten, ihn zum "Grundstein" der theologischen Fakultät zu machen. Schmidt sei der erste auswärtige Theologe, mit dem eine bestimmte Verhandlung eröffnet werde. Deshalb könne er, frei von allen Rücksichtnahmen sonst, den Grund der theologischen Fakultät legen. Auch in finanzieller Hinsicht kommt ihm Schleiermacher sehr entgegen. Er bietet ihm ein Gehalt von zweitausend Talern, das sich in den nächsten Jahren, notfalls auch sogleich, um fünfhundert Taler erhöhen ließe und damit den Einkünften der Königlichen Staatsräte entspreche, die jedoch im Unterschiede zu den Professoren keine zusätzlichen Nebeneinkünfte hätten. Schmidts Annahme des Rufs sei für die Fakultät und die Universität überaus wichtig. "Ich kenne gar nichts", erläutert Schleiermacher, "ich kenne nicht etwa einen, sondern auch nicht zwei oder drei zusammen, die uns Sie ersetzen können. Sagen Sie selbst, wohin sollten wir in dieser traurigen Zeit unsere Blicke richten? Mit etwas Gewöhnlichem richten wir nichts aus: es muß eine große Kraft an diesem Punkt angebracht werden, wenn etwas Gedeihliches entstehen soll"⁵². Und auch die nationale Bedeutung, die der Universitätsgründung zukommt,

⁴⁸ Die Briefe Schleiermachers an Schmidt wurden erstmals veröffentlicht von Bock a.a.O., s. S. 64-69.

⁴⁹ Vgl. X 80.

⁵⁰ S. Humboldts Brief an Schleiermacher vom 17. Juli 1809 in: Wilhelm Dilthey: Aus Schleiermacher's Leben. Vierter Band a.a.O. S. 170.

⁵¹ Zu der damit verbundenen Reformtätigkeit vgl. Franz Kade: Schleiermachers Anteil an der Entwicklung des preußischen Bildungswesens von 1808-1818. Leipzig 1925. Zur Einordnung dieser Bestrebungen in die Entwürfe zur Organisation des Bildungswesens im frühen 19. Jahrhundert vgl. meinen Aufsatz: Institution und Bildung. In: Bildungstheorie und Schulstruktur. Hg. v. A. Regenbrecht. ²Münster 1988, S. 5-34 (Münstersche Gespräche zu Themen der wissenschaftlichen Pädagogik. Heft 3).

⁵² Bock a.a.O. S. 68.

versäumt Schleiermacher nicht zu unterstreichen und fordert Schmidt auf zu überlegen, "wie wichtig das hiesige Unternehmen für ganz Deutschland werden kann und wie sehr die ganze Lage unseres Vaterlandes es fordert, die zerstreuten Kräfte auf wenige Hauptpunkte zu sammeln"⁵³.

Dieser Brief verfehlt seine Wirkung auf Schmidt nicht. In seiner Antwort vom 5. Mai 1810 läßt er erkennen, er sei nicht abgeneigt, den Ruf anzunehmen, erbittet aber noch zusätzliche Auskünfte über die Berliner Verhältnisse, um dann umgehend seine Entscheidung mitteilen zu können⁵⁴. Auf diese Fragen erwidert Schleiermacher am 19. Mai, Schmidt passe wirklich nach Berlin, beruhigt ihn mit einer ausführlichen Schilderung der Lebenshaltungskosten über die vermeintlich zu hohen Preise in Berlin, bekräftigt noch einmal, daß man ihm gern 2500 Taler zugestehen werde, und unterstreicht, daß er sehr wünsche, mit Schmidt zusammenzuarbeiten⁵⁵. Jetzt kann auch Humboldt in seinem Generalbericht an den König vom 23. Mai 1810, in dem er Rechenschaft über die von ihm eingeleiteten Maßnahmen zur Einrichtung der Universität gibt und um Erlaubnis für die noch zu unternehmenden Schritte bittet, zum erstenmal offiziell auf Schmidt verweisen, der zu den Gelehrten zähle, "die man zu den ersten ihres Fachs in Deutschland rechnen kann" und der "wahrscheinlich" seinem Brief zufolge einen Ruf nach Berlin annehmen werde⁵⁶. Es bedurfte jedoch noch Schmidts definitiver Zusage gegenüber Schleiermacher, damit der König auch formal die Berufung mit den getroffenen Abmachungen aussprechen konnte. Dazu ist es nicht gekommen. Schmidt entscheidet sich wohl aus Dankbarkeit gegenüber seinem Landesherrn, dem Großherzog von Hessen-Darmstadt, in Gießen zu bleiben. An Schleiermacher schreibt er am 2. Juni 1810: "Ich kann nicht kommen, verehrtester Mann. Meine Verhältnisse erlauben es nicht. Da ich weiß, was uns noth tut, so konnte ich, seit ich Ihre Schrift über Universitäten kenne, keinen akademischen Wir-

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Unveröffentlicht

⁵⁵ Vgl. Bock a.a.O. S. 69-71. Vor allem das Gehaltsangebot zeigt im Vergleich zu anderen Berufungen Humboldts ausgeprägtes Interesse an Schmidt für Berlin. Sieht man von den wirklich hohen Gehältern für Reil, Savigny, Wolf und auch Schleiermacher ab, die auch für unterschiedliche zusätzliche Arbeiten besoldet wurden, bleiben die den anderen Berufenen zugestandenen Gehälter erheblich unter der Schmidt angebotenen Bezahlung. Von den Medizinern und Naturwissenschaftlern erhalten Rudolphi (vergleichende Anthropologie) und Illiger (Zoologie) 1500, Klaproth (Chemie) 1200, Horkel (vergleichende Physiologie) 1000, Oltmann (astronomische Geographie), Wildenow (Botanik), Ermann (Physik) je 500 Taler. Die außerordentlichen Professoren Hermstaedt (Chemie und Technologie) und Fischer (Mathematik und Physik) müssen sich mit je 300 Talern begnügen. Das Angebot an den Mathematiker Gaus, der der Universität nur seinen Namen als ordentlicher Professor leihen und als "Akademiker" -er war eigens für die Berufung nach Berlin als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften gewählt worden- ohne Lehrverpflichtung in Berlin sein sollte, belief sich auf 1500 Taler. Fichte hingegen erhielt 2000 Taler. Als Anfang 1811 Martini aus München auf den vierten theologischen Lehrstuhl für Dogmatik berufen werden sollte, scheiterte seine Berufung daran, daß Schuckmann ihm statt der geforderten 2500 nur 1500 Taler zugestehen wollte. Für Gottfried Hermann, der an die Stelle von F.A. Wolf treten sollte, lautete schließlich das letzte Angebot ebenfalls 2000 Taler. Zur Gehaltsfrage überhaupt vgl. Lenz I 275. Zur Besoldung der Staatsräte in der Sektion, die das Maß für das Gehalt der Universitätsprofessoren abgaben, vgl. X 262.

⁵⁶ Vgl. X 275

kungskreis dem an Ihrer Seite vorziehen. Es kostet mich viel, demselben zu entsagen, allein ich kann nicht anders"⁵⁷. Einen Tag später, am 3. Juni 1810, teilt Schmidt seinem Landesherrn mit⁵⁸:

Durchlauchtigster Großherzog, Allergnädigster Herr, Herr!

Die vielen Beweise von Allerhöchstdero Gnaden, derer Euer. Königliche Hoheit mich gewürdigt haben, legen mir um so mehr die Pflicht auf, Allerhöchstderenselben von folgendem allerunterthänigste Anzeige zu machen. Man ist in Berlin dermahlen mit der Errichtung einer neuen Universität beschäftigt und es ist auch an mich die Anfrage ergangen, ob ich gesonnen sey, einem Rufe dorthin als Lehrer der Theologie mit dem Gehalt, welchen die Königlichen Staatsräte beziehen, /: 2500 R Thaler :/ zu folgen. Ich muß bekennen, daß dieser Antrag viel anziehendes für mich gehabt hat, besonders auch darum, weil schon mehrere Stellen wirklich mit Männern besetzt sind, welche Deutschland zu den ersten in ihren Fächern zählt, und es einen gewissen Reitz haben muß, in solche collegialische Verhältnisse zu kommen. Indessen würde es für mich zu schmerzhaft gewesen seyn, wenn ich die Dienste Euer. Königl. Hoheit hätte verlassen sollen, in denen mir so viel Huld und Gnade zu Theil geworden ist. Ich habe daher jenen Antrag abgelehnt, und werde ferner mein Glück darin finden, daß ich meine geringen Kräfte in Allerhöchstdero Diensten verwenden darf. Der in tiefster Devotion mich zeichne

Euer. Königlichen Hoheit
allerunterthänigster Dr. J.E.C. Schmidt

Schleiermacher schmerzt Schmidts Ablehnung des Rufes. "Guter Rath", heißt es in seinem Brief vom 10. Juni an Nicolovius, "wird nun theuer genug sein; wir werden keinen finden der uns diesen ersezen könnte und uns statt seiner mit mehreren minder trefflichen behelfen müssen"⁵⁹. Auch in seinem Brief vom 20. Juni 1810 an Schmidt bezeichnet Schleiermacher Schmidts Absage als "ein wahres Unglück für unsere künftige Universität"⁶⁰, und er bittet ihn um seine Meinung über mögliche Nachfolger -de Wette, Marhejnecke, Schleusner und Münscher- oder "seine anderweitigen Vorschläge"⁶¹. Schmidt antwortet am 10. Juli 1810, de Wette wäre ihm der liebste, obwohl er nicht wisse, ob dieser schon im Fach Kirchengeschichte gearbeitet habe⁶². Den Ruf erhält

⁵⁷ Bisläng unveröffentlicht

⁵⁸ Bisläng unveröffentlicht

⁵⁹ Wilhelm Dilthey: Aus Schleiermacher's Leben. Vierter Band a.a.O. S. 180.

⁶⁰ Bock, a.a.O. S. 72.

⁶¹ Ebd. S. 73f.

⁶² Unveröffentlicht

jedoch Schleusner, der aber ablehnt. So rücken schließlich de Wette und Marheinecke an Schmidts Stelle. Noch einmal begegnet Schmidts Name im November 1812 in dem Antrag der theologischen Fakultät auf Errichtung eines neuen Lehrstuhls für Kirchengeschichte und Dogmatik unter den Personen, deren Berufung der Universität zur Ehre gereichen würde; aber eine Nominierung erfolgt nicht. Berufen wird Neander⁶³.

IV

Am Beispiel Johann Ernst Christian Schmidts läßt sich Wilhelm von Humboldts Vorgehensweise bei Berufungen illustrieren. Er erfährt von einem in seinem Fach ausgezeichneten Gelehrten und beginnt auf eine vorsichtige Weise zu sondieren, ob er sich für die neue Universität in Berlin eignet und auch willens zu sein scheint, einen Ruf dorthin anzunehmen. Fallen solche Nachforschungen positiv aus, erfolgt eine indirekte Kontaktaufnahme, die das Risiko, sich einen "Korb" zu holen, vermindern soll. Auch dann ergeht der Ruf noch nicht. In einem direkten Kontakt, wenn möglich auch in einem Gespräch, versucht Humboldt, sich selbst ein Bild von der ausgewählten Person zu verschaffen. Dann erst werden die Bedingungen fixiert, und wenn diese auf beiden Seiten anerkannt sind, stellt Humboldt den Antrag an den König, der den Ruf ausspricht. Voraussetzung für die Berufung sind wissenschaftliche Reputation, also nicht zuletzt auswärtige Studenten anzuziehen, und Eignung für eine qualifizierte, untrennbar mit Forschung verbundene Lehre, die die Studenten anregt, selbsttätig mit der Erweiterung und Vertiefung der Erkenntnisse in ihrem Fachbereich zugleich sich selbst in ihrer Bildung zu fördern, also sich in ihrer Freiheit zu stärken und zu erhöhen und so Unabhängigkeit gegenüber Ansinnen von außen zu gewinnen und für Kritik an Verfestigungen in der eigenen Arbeit offen zu bleiben.

Eine solche ideale Konzeption stößt auf mannigfache Widerstände, die sich sowohl aus der Person des neuen Professors als auch aus dem Kontext seiner künftigen Wirksamkeit ergeben können. So läßt sich auch fragen, ob die Berliner Universität oder auch nur ihre theologische Fakultät durch die Berufung Schmidts eine entscheidend andere Entwicklung genommen hätten. Unstreitig hat Humboldt eine Berufung Schmidts mit großen Hoffnungen verbunden. Zugleich bedeutet das auch, daß er Schleiermacher, der schon in Bymes Universitätsplan und vor Humboldts Amtsantritt eine große Rolle spielt, zunächst mit Zurückhaltung zu begegnen scheint. Er wird zu dieser Zeit schon Schleiermachers "Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn" gelesen haben, die in ihrer Grundtendenz mit Humboldts Auf-

⁶³ Zu dem ganzen Vorgang vgl. Lenz I 477ff.

fassung über das Verhältnis von Staat und Universität nicht übereinstimmen. Für Humboldt ist und bleibt der Staat, wie er wiederholt hervorgehoben hat, ein Rechtsinstitut, ist kein Erziehungsinstitut, während Schleiermacher Erziehung und Bildung zum mindesten für eine absehbare Zeit in den Dienst der Selbstdarstellung und Erhöhung des Staates stellt, zugleich aber auch innerhalb des wissenschaftlichen Vereins das Individuum in einer Sphäre der Freiheit zu schützen trachtet. Diese Differenz hindert Humboldt jedoch nicht, eine Fülle von Anregungen Schleiermachers in seine eigene Universitätskonzeption zu übernehmen und Schleiermacher selbst Zug um Zug in das Geschäft der Universitätsneugründung einzubeziehen. Damit aber gewinnt Schleiermacher eine Stellung, die die ursprünglich für Schmidt vorgesehene Position nicht unerheblich verändert. Schmidts zögerliche Haltung, sich von vornherein eindeutig für Berlin zu erklären, läßt den Zeitpunkt verstreichen, unmittelbar auf die Gestaltung der Universität und insbesondere der theologischen Fakultät einwirken zu können. Wäre es Humboldt gelungen, ihn, wenn schon nicht im September/Oktober 1809, so doch wie dann Reil im Februar 1810 für Berlin zu gewinnen, hätte Schmidt die Chance gehabt, seine Vorstellungen zum mindesten über eine theologische Fakultät zur Geltung zu bringen. Fraglich bleibt dabei, ob Schmidt überhaupt an einer im Vergleich zu den tradierten Universitäten grundlegend neuen Universitätskonzeption interessiert gewesen ist. Denn Schleiermacher versucht in dem Berufungsschreiben vom 28. April 1810 Schmidt gerade auch damit zu locken, daß dieser, der doch in Gießen mit lästigen Geschäften überhäuft sei, es in Berlin nach seinem Gutdünken einrichten könnte, "lediglich dem Lehrstuhl zu leben", gleichwohl aber nicht nur durch sein "persönliches Ansehen, sondern durch die Art, wie bei unserer jetzigen Organisation Gelehrte zu Rath gezogen werden, auf eine mehr normale Weise Einfluss in die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten" zu gewinnen⁶⁴. Schleiermacher lenkt also Schmidts mögliche Wirksamkeit auf die kirchlichen Angelegenheiten außerhalb der Universität. In dieser Zeit hat Schleiermacher allerdings schon das Heft fest in die Hand genommen und bestimmt zunächst noch mit und neben Humboldt in schnell fortschreitendem Maße die Strukturen und auch die Berufungspolitik der Universität, ohne der Schmidt ursprünglich zgedachten Rolle noch Rechnung tragen zu brauchen. Zwar versucht er später, seinen Einfluß auf die Universitätseinrichtung herunterzuspielen⁶⁵; aber gerade als Vorsitzender der Wissenschaftlichen Deputation, dann auch als Mitglied der Sektion und der die Hauptlast nicht nur bei den Berufungen tragenden Einrichtungskommission, nicht zuletzt als Verfasser des noch während der Berufungsverhandlungen mit Schmidt am 24. Mai 1810 an Humboldt übergebenen Gutachtens über die Gestaltung der theologischen

⁶⁴ Vgl. Bock S. 66f.

⁶⁵ S. seinen Brief an Johannes Schulze vom 13. September 1811, abgedruckt bei Heinrich Meisner: Schleiermacher als Mensch a.a.O. S. 138.

Fakultät⁶⁶ zeigt er jene Entschlußkraft und jenen Gestaltungswillen, die Schmidt hatte vermissen lassen. Gewiß ist er kein Gelehrter in dem Sinne, wie es Schmidt ist, und nicht von jenem enzyklopädischen Wissen, wie es diesen auszeichnet. Er verfügt nicht über einen solchen Überblick über die theologische Literatur, und gegen Schmidt äußert er, er wisse zu wenig von der theologischen Literatur⁶⁷. Über die Theologen, über die er Schmidt um Auskunft bittet, schreibt er: "Ich kenne die Männer alle nur aus Ihren Büchern, stehe mit keinem von ihnen in irgend einer Verbindung ... von ihren Lehrgaben weiss ich gar nichts, denn es ist mir früherhin (wie ich denn überhaupt in jedem wissenschaftlichen Sinne, vorzüglich aber was die Theologie betrifft, so sehr eine Spätgeburt bin) nie eingefallen, mich um dergleichen zu kümmern"⁶⁸. Diese Selbsteinschätzung Schmidt gegenüber ist nicht nur eine höfliche Demutsfloskel, sondern eher vielleicht als taktische Bescheidenheit aufzufassen; denn er ist sich zu dieser Zeit durchaus seiner Rolle und Bedeutung in der Theologie bewußt, und auch viele andere wissen das. Schon in dem Brief an Beyme vom 17. April 1804 beurteilt ihn Massow trotz mancher Bedenken sonst als einen "gelehrten Theologen", der für Preußen erhalten werden müsse⁶⁹, und an seinen vertrauten Freund Brinkmann schreibt er selbst am 12. Dezember 1809, nach dem Vorlesungsbeginn an der Berliner Universität hoffe er, in nicht mehr als drei oder vier Jahren seine "ganze theologische Ansicht in einigen kurzen Lehrbüchern niederzulegen ... und eine theologische Schule zu gründen, die den Protestantismus, wie er jetzt sein muß ausbildet und neu belebt"⁷⁰.

So von Grund auf verschieden sich Schmidt und Schleiermacher auch in Fragen der Organisationstüchtigkeit und Gelehrsamkeit präsentieren, so liegt doch die entscheidende Differenz zwischen ihnen in der Methode und dem Anspruch ihrer theologischen und philosophischen Arbeit. Schleiermachers dialektisch-hermeneutisches Vorgehen bleibt Schmidt fremd. Dieser bevorzugt im Kern ein syllogistisches Verfahren, das gegenüber den von seinem Standpunkt abweichenden Auffassungen eine Position behauptet, die Ansichten Lessings und Niethammers zu verknüpfen sucht. Ausgangspunkt seiner theologischen Lehre ist die Überzeugung von der Endlichkeit des Menschen und einer damit verknüpften religiösen Bedürfnislehre, die in dem Vertrauen des Menschen auf Gott und dem Besserwerden der Menschheit gründet. Mit Niethammer stimmt er überein, den Offenbarungsglauben vernünftig zu begründen. Auf Lessing greift er zurück, um die Offenbarung als Erziehung des

⁶⁶ Das Gutachten über die Einrichtung der theologischen Fakultät ist abgedruckt bei Rudolf Köpke: Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1860, S. 211-214 und datiert vom 25. Mai 1810.

⁶⁷ Vgl. Bock a.a.O. S. 74.

⁶⁸ Ebd. S. 73f.

⁶⁹ Vgl. Wilhelm Dilthey: Leben Schleiermachers. Erster Band. Zweiter Halbband (1803-1807). Hg. v. Martin Redeker. ³Berlin 1970, S. 214.

⁷⁰ Wilhelm Dilthey: Leben Schleiermachers. Vierter Band a.a.O. S. 172.

Menschengeschlechts auszulegen⁷¹. Unter der Voraussetzung der göttlichen Erziehung läßt sich folglich auch die Geschichte befragen, "ob sie nicht Facta enthalte, die hierher bezogen werden können"⁷². Die Gegner einer radikalen Ablehnung des Glaubens an die Offenbarung fragt Schmidt: "Woher nur kommt es, daß die Menschheit Ohr und Herz so willig öffnet, wenn entweder selbst getäuscht, oder andere zu täuschen, angebliche Gesandte der Gottheit auftreten, um die Geheimnisse einer höheren Welt zu enthüllen? Warf irgend ein schadenfrohes, übermächtiges Wesen diesen Fluch auf die Menschheit, stets gestimmt zu seyn, um sich belügen und verführen zu lassen, und Aug' und Sinn so gern zu verschließen, damit das Werk des Wahnsinns oder des Trugs ungehindert seinen Fortgang nehme?"⁷³ Schmidt steht mit seinen theologischen Überzeugungen in der Nachfolge einer durch die Transzendentalphilosophie modifizierten rationalen Theologie. Für Schleiermachers theologische Verfahrensweise und ihre Rolle der Bildung in der Universität scheint er kein Organ zu haben. Dieser schreibt im Zusammenhang mit Schmidts bevorstehender Veröffentlichung einer "Theologischen Enzyklopädie" über seinen eigenen Versuch: "Ein Compendium ist für mich eine ganz unversuchte Gattung und scheint mir ungeheuer schwer, so dass ich mich auch schon davon überzeugt, der Zeitaufwand würde in gar keinem Verhältniss stehen mit dem Gewinn, den die Sache davon hätte. Das gilt fast von meiner ganzen Schriftstellerei; ich bin kein Erfinder und sage den Leuten höchstens etwas herzhafter, was sie sich selbst gesagt haben"⁷⁴. Mit dieser Ankündigung, mehr nachdenklich zu machen und anzuregen, als belehren zu wollen, verweist Schleiermacher deutlich auf seine Differenz zu Schmidt, und es ist durchaus wörtlich zu verstehen, wenn er solchen Erwägungen in demselben Brief hinzusetzt: "Schade bleibt es doch für mich um alles, was ich noch hätte lernen können, wenn Sie hierher gekommen wären"⁷⁵. Was Schleiermacher noch fehlt, ist die Fülle der Kenntnisse, die Schmidt in seinen Lehr- und Handbüchern ausbreitet, die aber für den Berliner Theologen nicht Selbstzweck sind, sondern als ein zum Weiterdenken anregender Stoff Anknüpfungspunkte für seine eigenen Erwägungen abgeben. Er will sich nicht damit begnügen, die Erkenntnisse anderer zu sammeln und nach vorgegebenen Gesichtspunkten zu ordnen. Das Augenmerk in seiner literarischen Tätigkeit richtet sich darauf, die Wirksamkeit der Vernunft gleichsam im Akte der Hervorbringung der Erkenntnisse selbst nachzubilden und den Leser oder Hörer nicht mit noch so großer Gelehrsamkeit zu beeindrucken, sondern zu selbsttätigem Vollzug anzuregen, also den wissenschaftlichen Geist zu wecken und zu fördern. So heißt es in der "Vorerinnerung zur ersten Ausgabe" seiner in den letzten Monaten des Jahres 1810 gedruckten "Kurzen Darstellung des

⁷¹ Vgl. Johann Ernst Christian Schmidt: Christliche Religionslehre. Gießen 1808, S. 74ff; ders.: Theologische Encyclopädie. Für seine Vorlesungen. Gießen 1811, S. 132ff.

⁷² Christliche Religionslehre a.a.O. S. 81.

⁷³ Ebd. S. 77f.

⁷⁴ Bock a.a.O. S. 75.

⁷⁵ Ebd.

theologischen Studiums zum Bedarf einleitender Vorlesungen entworfen": "Es ist mir immer ungemein schwierig erschienen nach Anleitung eines fremden Handbuchs akademische Vorträge zu halten; denn jede abweichende Ansicht scheint zugleich eine Abweichung zu fordern von einer aus einem andern Gesichtspunkt entstandenen Ordnung". Deshalb entwirft er einen Leitfaden nach ausschließlich seiner Ansicht des theologischen Studiums, "welche, wie sie auch beschaffen sei, doch vielleicht schon durch ihre Abweichung aufregend wirken und besseres erzeugen kann"⁷⁶. Auch bei der Neuauflage zwanzig Jahre später hält er bei allen Veränderungen im Detail an dieser Auffassung fest und kennzeichnet seine Darstellung als "formale Encyclopädie"⁷⁷.

Scheiermacher hätte für den Ansatz seiner Theologie und ihrer Methode schwerlich von Schmidt lernen können. Umgekehrt erscheint es unwahrscheinlich, daß sich Schmidt die Theologie Schleiermachers so sehr zu eigen gemacht haben würde, daß er seinen eigenen Standpunkt hätte überdenken müssen. Allenfalls hätte er ihn einer neuen Rubrik in einem seiner Lehrbücher zugeordnet und als eine Stimme neben anderen abweichenden angeführt. In der Sache selbst wären sich Schmidt und Schleiermacher kaum in die Quere gekommen. Es wäre dem in seine gelehrten Studien versunkenen Schmidt nicht gelungen, und er hätte es auch wohl kaum versucht, der neuen theologischen Fakultät sowohl in theologischer als auch in politischer Hinsicht jenes Profil zu verschaffen, das sich diese in den ersten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens durch die zahlreichen inner- und außeruniversitären Aktivitäten und auch Konflikte nicht zuletzt durch Schleiermachers Tätigkeit erwerben und erhalten konnte. Schleiermacher, politisch und nicht zuletzt auch kirchenpolitisch aktiv, hätte einen Kontrast zu dem eher konservativ gestimmten Schmidt gebildet, dessen historisch-systematische Gelehrsamkeit er geschätzt hätte, dessen zaghafte Ansätze zur Weiterentwicklung der theologischen Wissenschaft kaum sein nachhaltiges Interesse gefunden hätten. So läßt sich feststellen, daß Schmidt von seiner ganzen Geistesart her nicht die Stellung in Berlin, die Humboldt ihm ursprünglich zgedacht hatte, so hätte ausfüllen können, wie sie dann Schleiermacher bei der Organisation und Neueinrichtung der Universität Berlin wahrnahm, wobei er sie allerdings in eine andere, mit Humboldts Entwurf der Universität nicht mehr ganz übereinstimmende Richtung drängte.

⁷⁶ Friedrich Schleiermacher's sämtliche Werke. Erste Abtheilung. zur Theologie. Erster Band. Berlin 1843. S. 3f.

⁷⁷ Ebd. S. 12